

Ariadne

Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte

NOVEMBER 2005 HEFT

48



»Das Höchste und Beste des Lebens«?

Paar(re)konstruktionen im 19. und 20. Jahrhundert



Impressum	2
Editorial	3
Inhalt	5
Zwischen Ehe und Unio Mystica. Zur Rolle von Frauen in katholischen Paar- konstruktionen der zweiten Hälfte des langen 19. Jahrhunderts Michael Weidert	6
DOKUMENTATION Die Heiligung in der Ehe	14
Zwischen Liebe, Zweck und Zucht. Völkische Ehe-Vorstellungen am Anfang des 20. Jahrhunderts Gregor Hufenreuter	16
DOKUMENTATION Carl-Reinhold Petter: Die Hunschafts-Ehe	24
»To Gabrielle who is no more«. Paar(re)konstruktionen in der Wissenschafts- geschichte des Ökologischen Landbaus Ira Spieker / Mathilde Schmitt / Heide Inhetveen	26
María Cristina de Borbón und Isabel II. von Spanien. Partnerwahl im spanischen Königshaus im 19. Jahrhundert Raphaela Averkorn	34
Die Geschwisterehe Arsinoës II. und Ptolemaios II. im Spiegel der Forschung von 1895 bis 1932. Ein Verstoß gegen das normative Paarmodell Sabine Müller	41
Freundinnen und Gefährtinnen. Annäherungen an das Phänomen »Frauenpaare um 1900« Regula Schnurrenberger	50
DOKUMENTATION Festnummer der Philantropin zur Feier der Freisprechung und Rehabilitation von Dr. med. Caroline Farner, Frau und Fräulein Pfrunder	58
Freundinnenschaft als geschriebener Ort. Briefliche Selbst-Inzenierungen von Frauenfreundschaften der jungen Lehrerin Tilde Mell, Wien 1903 bis 1912 Li Gerhalter	62
DOKUMENTATION Louise Otto-Peters: Weibliche Freundschaften	70
Rezensionen	72
Tagungsbericht	79
Freundinnen des Archivs der deutschen Frauenbewegung	80
Stiftung – Archiv der deutschen Frauenbewegung	81

Freundinnen und Gefährtinnen

Annäherungen an das Phänomen ›Frauenpaare um 1900‹

Regula Schnurren- berger

geb. 1953, Lehrerin,
Historikerin, arbeitet
zurzeit als Korrekto-
rin. Publ.: »Gemein-
sam ins Zentrum« –
ein Beitrag zur
Frauenbefreiungs-
bewegung Zürich
(FBB), in: Madeleine
Marti / Katrin
Simonett / Sabine
Rock: Frauen im
Zentrum (erscheint
2005).

›Lesbisch‹ können sie nicht genannt werden, ›allein stehend‹ waren sie auch nicht, obwohl das vielfach mit ›ledig‹ gleichgesetzt wird. Auch das Ledigsein trifft nicht auf alle zu, denn einige waren verheiratet: Das einzig Einheitliche an der Kategorie ›Frauenpaare um 1900‹ ist, dass die Frauen meist lange zusammenlebten und durch den Tod der einen getrennt wurden.

Eine heterozentrische Sicht pflegt die eine als Haushälterin der anderen hinzustellen und macht aus *der* Freundin *eine* Freundin¹, ganze Forschungszweige blenden die Möglichkeit einer gleichgeschlechtlichen Beziehung aus², oder es erfolgen hilflose, meist ahistorische Versuche³, etwas zum Thema zu sagen. Auf der anderen Seite macht eine homozentrische Sicht noch immer aus jedem Frauenpaar ein Lesbenpaar, meist implizit durch Synonymgebrauch.⁴ Ein offener Ansatz zur Erforschung des Phänomens ›Frauenpaare‹ steht bis heute aus.⁵

Um mögliche Gemeinsamkeiten, aber auch Trennendes herausarbeiten zu können, skizziere ich im ersten Teil dieses Artikels Begriffe und Forschungsstand⁶, umreiße danach mein Forschungsgebiet und meinen Ansatz, bevor ich im zweiten Teil zu den ›Concrete Historical Women‹⁷ komme. Am Schluss soll der Versuch stehen, das Material nach einigen Gesichtspunkten zu ordnen, die für eine paarweise Lebensform von Frauen eine Rolle spielen.

Frauenpaare in der Forschung

Carroll Smith-Rosenberg eröffnete 1975 mit ihrem Aufsatz »Meine innig geliebte Freundin« die Diskussion um den Stellenwert von Frauen im Leben anderer Frauen.⁸ Danach folgten weitere Arbeiten von zahlreichen Forscherinnen.⁹ Dabei gingen alle Autorinnen von der Annahme einer kategorischen Unterscheidung zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen aus. Erst Jutta Brauckmann stellte nach der Auswertung einer Reihe von Interviews über die Bedeutung von Frauen

und Männern im Leben von Frauen diese Unterscheidung in Frage. Sie hielt es nicht mehr für selbstverständlich, dass Homosexualität und Heterosexualität eindeutig unterscheidbare und zu polarisierende Phänomene sind.¹⁰ Später formulierte Sabine Hark – auf theoretischer Ebene – Ähnliches.¹¹ Mittlerweile sind solche Gedanken üblich geworden, mit den Theorien über die Konstruiertheit der sozialen Wirklichkeit mittels Sprache sind Identitäten aufgebrochen, einheitliche Geschichten uneinheitlich und Fortschrittslinien brüchig geworden.

Was aber verstehe ich unter der Bezeichnung ›Frauenpaar‹? Was sind Kategorien dieser Lebensform und wie kann diese Paar-konstruktion gefasst werden? Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab der ›Familienstand ledig‹, das heisst, Personen, die entweder ehelos im Familienverband oder allein lebten, vermehrt zu reden.¹² Daneben bildeten sich auch Frauengemeinschaften. Diese können als Wohngemeinschaften aus ökonomischer Notwendigkeit – und damit auch als Eheersatz – gedeutet werden, wie Louise Otto-Peters (1819–1895), eine der Gründerinnen der 1860er-Frauenbewegung in Deutschland, suggerierte. Daneben schwingen in ihrem 1890 erschienenen Aufsatz »Weibliche Freund-schaften« auch andere Bedeutungen mit.¹³

Ich habe nach Hinweisen gesucht, die dafür sprechen, dass die gleichgeschlechtliche Lebensform von den betreffenden Frauen gewählt war, nicht ›faute de mieux‹¹⁴. Trotzdem gehe ich nicht davon aus, dass einmal im Leben eine richtungsweisende Entscheidung fiel, sondern dass diese immer wieder neu zu treffen war. Die Mitwelt dagegen offenbart in den Nachrufen auf Frauen, die mit Frauen lebten, oft ein Beziehungsverständnis, das eine Ausschließlichkeit, ja Schicksalhaftigkeit betont, so zum Beispiel in der Wendung »*eine Bekanntschaft, die ihr Ereignis für das ganze Leben wurde*« im Nachruf auf Anna Rosina Pfrunder.¹⁵

Die Ansichten über Lebensgemeinschaften von Frauen haben sich in der Zeitspanne, in der die untersuchten Frauen Lebensgefährtinnen waren, stark verändert. Nicht nur gab es in den 1920er- und 30er-Jahren eine offen lesbische Kultur, mit der Frauenpaare in Verbindung gebracht werden konnten, sondern auch seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine am »Konträrsexuellen« interessierte sexualwissenschaftliche Forschungsrichtung, die zwar vor allem an Männern orientiert war, aber Frauen mittels Analogieschlüssen einbezog und Begriffe bildete.¹⁶ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erstarkte eine klar antifeministische Front¹⁷, die alle Abweichungen vom Hausfrauen- und Mütterdasein als abnormal kategorisierte und die Formen des Zusammenlebens ausserhalb von Ehe und Familie diffamierte. Aus diesem Grund wurde manche Hinterlassenschaft, die in diesem neuen Licht plötzlich verdächtig erschien, vernichtet – vieles verschwand aber auch, weil niemand für das Erbe Sorge trug, mangels direkter Nachkommen, aus fehlendem öffentlichem oder Fami-



lieninteresse. Trotzdem haben Zeugnisse von Frauen, die auf Frauen bezogen lebten, überdauert. Ich beziehe mich auf schriftliche Quellen verschiedener Textgattungen (vor allem Briefe, Erinnerungen, Gedenkbücher, Erzählungen).¹⁸

Die Dauer der Beziehung, die Konstanz des Zusammenlebens wertere ich als Indiz für eine gewisse Eigenständigkeit oder auch Widerständigkeit gegenüber dem verordneten Geschlechtscharakter. Diese Widerständigkeit möchte ich als antifamiliar bezeichnen.¹⁹ Frauen, die sich sowohl von einem Leben in ihrer Herkunftsfamilie als auch von einem möglichen Ehemann distanzieren, kann man sich auch unverbunden vorstellen, die Kategorie »antifamiliale Existenz« ist also etwas zu weit gefasst, um nur auf Paare zuzutreffen, andererseits ist ein sexuelles Begehren²⁰ nicht für alle

Frauenpaare nachweisbar, also ist die Kategorie »lesbische Existenz« zu eng.

Diese theoretischen Vorüberlegungen verknüpfe ich mit meinen Forschungen zu den vier Frauen, die im Zentrum dieses Artikels stehen und die hier kurz vorgestellt werden sollen:²¹

Caroline Farner, jüngstes von sieben Kindern, 1842 in Guntershausen, Kanton Thurgau, in eine evangelisch-reformierte Mühle-, Sägereibesitzer- und Holzhändlerfamilie geboren, studierte als zweite Schweizerin in Zürich Medizin und eröffnete dort 1877 ihre Praxis; von 1886 bis 1891 war sie Präsidentin des Schweizer Frauen-Verbands (SFV), einem gemässigt-reformerischen, gemeinnützigen Verein. Sie starb 1913 in Zürich.²²

Anna Rosina Pfrunder, 1851 in Männedorf im Kanton Zürich als Einzelkind in eine evangelisch-reformierte Baumeisterfamilie geboren, arbeitete in diversen Projekten des SFV. Sie starb 1925 in Zürich.²³

Barbara Margareta, genannt Meta, von Salis-Marschlins, jüngstes von fünf Kindern, wovon drei starben, 1855 auf Schloss Marschlins im Kanton Graubünden in eine aristokratische, evangelisch-reformierte Familie



geboren, studierte als erste Schweizerin Geschichte; sie publizierte unter anderem Romane und Gedichte; für das Verbandsorgan des SFV schrieb sie Porträts, Reiseimpressionen und Übersetzungen. Sie starb 1929 in Basel.²⁴

Anna Hedwig Kym, 1860 in Zürich in eine evangelisch-reformierte Professorenfamilie aus Berlingen, Kanton Thurgau, geboren, drei Geschwister,²⁵ war Hörerin an der Universität Zürich, Dichterin und von 1890 bis 1894 Redaktorin der »Philanthropin«, dem Verbandsorgan der Zürcher SFV-Sektion Fraternité; 1910 heiratete sie den Basler Rechtsanwalt und Juristen Ernst Feigenwinter. Sie starb 1949 in Neerach, Kanton Zürich.²⁶

Hedwig Kym (li.) und Meta von Salis (re.)

Meta von Salis und Hedwig Kym

»Weisst du, l. Meta«, schreibt Theo(pahnie) Schücking²⁷ 1880 an Meta von Salis-Marschlins, »dass mir der Verheirathungsplan deines Papas grosses Vergnügen gemacht hat? Es hat etwas so unbeschreiblich Komisches, die Idee, dich wie jedes Schablonenmädchen unter die Haube bringen zu können, wieviel Enttäuschungen wird dein Papa da noch durchzumachen haben! – Liebe – dies seltsame Wort, das dem Einen dies, dem Anderen das bedeutet, ich möchte es nicht immer so streng unterschieden von Freundschaft haben, mir scheint: eine grosse Freundschaft zwischen zwei Frauen ist *L i e b e*, viel häufiger als das Gefühl zwischen Mann und Frau es ist, das meistens zwischen »flirtation« und Leidenschaft schwankt; meistens sage ich, nicht immer, meiner Natur nach würde ich nicht sagen: *je pense, donc je suis*, sondern *j' aime, donc je suis*.«²⁸

Die Tochter des SchriftstellerInnenehepaars Louise von Gall und Levin Schücking hatte die junge Schweizerin aus der Bündner Aristokratie in Malwida von Meysenbugs Kreis in Rom kennen gelernt. Meta von Salis-Marschlins hatte die »Memoiren einer Idealistin«²⁹ gelesen und der Verfasserin einen interessierten Brief geschrieben, worauf sie diese zu sich nach Rom einlud. Dort begegneten sich die beiden Frauen und freundeten sich im Laufe des Winters 1878/79 an. Die beiden duzten sich bald, was angesichts von Meta von Salis' sprichwörtlicher Zurückhaltung bemerkenswert ist.³⁰ Meta von Salis schenkte Theo Schücking einen Ring, worauf diese ihr schreibt: »Du ahnst nicht, welche Freude mir dein Ring macht; ich trage ihn jetzt allein, nicht mit den andern zusammen, am vierten Finger [...]. Möchten die Götter mich im Sommer zu dir führen, wie wird das schön sein [...].«³¹ Wenn sie getrennt sind, schreiben sie sich. Es ist die Rede von einer gemeinsamen Zukunft, jedoch überwerfen sich die beiden aufgrund eines Loyalitätskonflikts.³² Auch ohne das abrupte Ende der Beziehung, die erst kurz vor Theo Schückings Tod wieder auflebte, ist es fraglich, ob sich die gemeinsamen Pläne je hätten verwirklichen lassen. Was gab es für Möglichkeiten, wenn sich zwei junge Frauen gehobener Schichten füreinander interessierten? »Das Beisammensein blieb vor allem am Anfang auf die offiziellen Familientermine beschränkt«, schreibt Brigitta Klaas Meilier.³³ Gleichwohl sahen sie sich bis zu Meta von Salis' Abreise fast täglich. Gegenseitige Besuche auf Schloss Marschlins, Graubünden oder in Sassenberg, Westfalen, gestalteten sich schwieriger. Meta von Salis reiste ein erstes Mal im Sommer 1879 und nochmals 1883 nach Sassenberg. Für Marschlins waren viele Besuche geplant, wurden aber jedes Mal kurzfristig abgesagt. Theo Schückings Vater benötigte seine Tochter für eigene Pläne und ließ sie nicht weg. Nach seinem Tod lag auf ihr als einziger unverheirate-

ter Tochter die ganze Last der Nachlassordnung. Damit entsprach Theo Schücking den Erwartungen, die an eine unverheiratete Tochter gestellt wurden, musste aber ihre eigenen Hoffnungen und Pläne begraben.³⁴ Dass sie sich etwas anderes vorstellen konnte, wird aus den erhaltenen Briefen deutlich. Und auch, dass sie die Hoffnung nicht aufgab, die Hindernisse dereinst überwinden zu können.

Meta von Salis-Marschlins kam im Herbst 1883 nach Zürich, um gemeinsam mit Resa von Schirnhofer, einer anderen Bekannten aus dem Kreis von Malwida von Meysenbug, zu studieren. Sie wählte Geschichte, promovierte als erste Schweizerin in diesem Fach, interessierte sich aber auch für Juristisches. Gleich am Anfang ihres Studiums lernte sie in einer Vorlesung des Philosophieprofessors Ludwig Kym dessen Tochter Hedwig kennen. Daraus wurde, in den Worten Berta Schleichers, der Biografin von Meta von Salis, »nicht nur eine innige Freundschaft, sondern ein Bund zu gemeinsamer Lebensgestaltung, ein seelisches Zusammenwachsen seltenster Art«³⁵. Berta Schleicher lernte Meta von Salis über die Tochter einer Jugendfreundin Metas kennen, woraus sich eine Art Wahlfamilie ergab, zu der neben den beiden »Töchtern« und Meta von Salis als »madre« auch Hedwig Feigenwinter als »Mit-madre« gehörte.³⁶ Dass ihre Zweisamkeit durch Hedwig Kym's Heirat erschüttert worden wäre, ist bei Schleicher kein Thema. Unkommentiert lässt sie die drei an den Basler Heuberg ziehen und auf Capri Ferien machen. Aus einer neuen Arbeit³⁷, die bald erscheinen soll, geht hervor, dass Meta von Salis durch Hedwig Kym's Ehe irritiert war und das diese für alle Bekannten überraschend kam.

Anna Pfrunder und Caroline Farner

Anna Pfrunder hatte ein angegriffenes Herz und lebte bei ihren Eltern. 1878 besuchte die 27-Jährige einen der öffentlichen Vorträge von Caroline Farner. Diese war die zweite Ärztin in der Stadt Zürich, aber die erste, die als Allgemeinpraktikerin arbeitete. Ihre Praxis lief gut. Als Anna Pfrunder ärztliche Hilfe benötigte, zogen die Eltern Caroline Farner zu.³⁸ Diese wurde bald ein gern gesehener Gast im Hause Pfrunder und Anna Pfrunder begann ihrer neuen Freundin Arbeit abzunehmen. Caroline Farner war mit ihrer Praxis sowie der unentgeltlichen Frauenklinik des Schweizer Frauen-Verbands stark überlastet, während Annas Mutter mit Hilfe der Dienstmoten gut allein zurechtkam. Als alle zusammen einen gemeinsamen Haushalt gründeten, zogen später auch die verwaisten Enkelkinder aus Vater Pfrunders erster Ehe dort ein. Nach anfänglicher Harmonie brach jedoch Streit aus. Mutter und Vater opponierten gegen die Entscheidungen Caroline Farners. Als diese deshalb den Haushalt verliess, blieb Anna Pfrunder zunächst noch dort. Ihre Mutter schrieb einer

»Es ist nicht Sache
ausgesprochener
Neigung bei mir, dass
ich gerade Jus gewählt
habe. Lieber wäre mir
Philosophie gewesen
[...]. Niemand thun
ernste Anwälte mehr
noth, als den Frauen,
doch nicht Wolken-
gänger und viel minder
Maulwürfe des Stoffes,
sondern jenen heissen
Quellen, die unter
Gletschern hervorspru-
deln vergleichbar,
geschäftskundige, welt-
und wortgewandte
Vertreter, die ihr Herz in
Eisen panzern, sowohl
gegen die Weichlichkeit
als auch gegen die
Erstarrung.«
Isa von Tiefensee, Alter
Ego der Autorin [d.i.
Meta von Salis], 1889

Freundin, dass sich Anna »so im Recht [fühlt; R.S.] mit ihrer Freundin (Dr. F.), dass ich hie und da das Schlimmste annehmen muss, jedenfalls bleibt es ihr treu bis in den Tod [...]«³⁹. Und weiter: »Du kannst dir gar nicht denken, wie traurig unser jetziges Leben sich gestaltet hat. Ich habe mein Kind retten wollen von dem bösen Geiste, der jetzt wohl aus unseren Räumen ausgezogen ist, aber umso tiefer in Annas Herz sich genistet hat. – Ach, es wäre jetzt alles gut, wenn Anna nicht so böse geworden wäre, es redet den ganzen Tag kein Wort zu mir [...]«⁴⁰ Anna Pfrunder schilderte dem Onkel der Kinder, dem Juristen Albert Wittelsbach, die Verhältnisse und versuchte zu erreichen, dass ihrem Vater die Vormundschaft entzogen würde. Als Wittelsbach Vor-



mund wurde, zog sie – mit seiner Billigung – samt Nichte Alwine zu Caroline Farner, später wurde auch Alwines Bruder Walter im Frauenhaushalt platziert.

Als der Vormund die Kinder in seinen eigenen Haushalt holen wollte, beantragte Anna Pfrunder das Sorgerecht. Sie und Caroline Farner schienen sich ein Leben ohne die Kinder nicht mehr vorstellen zu können. Ihr Antrag wurde jedoch abgelehnt, ebenso ein Adoptionsgesuch. Die Kinder wurden von der Polizei aus der Schule geholt und den beiden Pflegemüttern jeglicher Kontakt untersagt.

Nach dieser Katastrophe versöhnten sich die Pfrunders wieder, auch mit Caroline Farner, und die Eltern ermöglichten ihrer Tochter durch einen Erbvorbezug, mit ihrer Freundin gemeinsam die Villa Ehrenberg an der Rämistrasse 26 zu kaufen. 1892 zog die Mutter – die inzwischen Witwe geworden war – zusammen mit ihrer Tochter und deren Freundin dort ein.

1886 war Caroline Farner dem SFV beigetreten.⁴¹ Als unentgeltliche Verbands-Frauenklinik richtete die Zürcher Sektion Fraternité eine kleine Praxis ein, 1887 kam die Stellenvermittlung hinzu. »Dieses Institut war das erste in Zürich, das, auf gemeinnützigem Boden stehend, interkonfessionalen Charakter trug.«⁴² Caroline Farner wollte nach Anna Pfrunder

auch Meta von Salis für den Verband gewinnen. Doch diese verstand sich nicht als Demokratin und war solchen Vereinigungen nicht zugetan. Da sie aber mit Caroline Farner befreundet war, schrieb sie für das Verbandsorgan »Die Philanthropin«, während Hedwig Kym die redaktionelle Arbeit besorgte und auch einige ihrer Gedichte dort veröffentlichte. Das Bild, das Meta von Salis vom Verband entwarf, ist allerdings nicht sehr schmeichelhaft.⁴³

Der dem gemäßigt-reformerischen Flügel der gemeinnützigen Frauenvereine zuzuzählende Verband hatte ein sehr weit gefasstes Programm, so dass die Mitglieder sich leicht zerstritten.⁴⁴ Waren sie zu Beginn eher auf dem Ausbildungssektor tätig, so wurde mit dem Eintritt Farners die sozial- und präventivmedi-



»14. September [1892]:
Gott sei Dank habe ich diese Nacht auf meinem Strohlager wenigstens etwas schlafen können. Ich bin frisch und munter und mache mich nach meinem Morgengebet, in das ich inbrünstig meine Anna und unser Mütterchen einschliesse, und auch meine Kranken in der freien Welt nicht vergesse, an die Zimmerordnung und dann weiter an die geistige Arbeit.«
Caroline Farner, 1892

Anna Pfrunder (li.) und Caroline Farner (re.)

zinische Ausrichtung stärker. Am Schluss blieben vom SFV nur noch die Zürcher Sektion namens Fraternité und ein paar Einzelmitglieder übrig. Die Fraternité hatte ihren Sitz samt Klinik und Stellenvermittlung an der St. Annagasse 2 und gab von Juni 1890 bis Dezember 1894 die erwähnte monatliche Verbandszeitschrift heraus.

Meta von Salis und der Farner/Pfrunder-Prozess

Die Praxis von Carline Farner lief gut. Zusätzlich zu ihrer Arbeit in Zürich führten Anna Pfrunder und Caroline Farner für die SFV-Sektion Fraternité ein Kurhaus für Frauen in Urnäsch, Kanton Appenzell. Als die eine die andere eines Tages vom Bahnhof abholen wollte, wurden beide verhaftet, ebenso Anna Pfrunders Mutter in der Villa Ehrenberg. Wittelsbach, nun Oberrichter, hatte gegen alle drei eine Anklage auf Betrug und Unterschlagung angestrengt und sie wegen »Kollusionsgefahr« verhaften lassen. Nach seiner Meinung fehlte im Vermögen seiner Mündel ein namhafter Betrag. Nach der Verhaftung erfolgte die Vorverurteilung der Frauen in fast allen Medien. Caroline Farner, denn es war vor allem die Ärztin, die angeprangert wurde, wehrte sich mittels Stellungnahmen. Diese trugen

Auszug aus dem Brief
von Julie Engell-
Gunther an Meta von
Salis, 19. September
1893

»Dergleichen habe ich,
meine verehrte Frau Dr.,
so v i e l e Fälle in
meinem langen Leben
erfahren, daß ich – bei
aller großen und auf-
richtigen Theilnahme
für den Fall »Farn-
er-Pfrunder, – doch ihn
nicht so außerordentlich
finde, als er Ihnen
vielleicht erscheint. Sie
dürfen mich da indes-
sen nicht falsch ver-
stehen! – Gewiß finde
ich diese ganze An-
gelegenheit einfach –
abscheulich; – und die
diesen Damen ange-
thane Schmach hat
mich um so lebhafter
empört, da ich sie Beide
persönlich kannte und
von ihnen nur Gutes
erfahren habe. Nur
hindert mich das nicht,
Ihnen zu wiederholen,
dass ich s e h r viel
Aehnliches, und viel-
leicht n o c h
Schlimmeres zu erleben
Gelegenheit gehabt
habe; o h n e daß
davon viel Aufhebens
gemacht worden wäre.
Die Betheiligten waren
nämlich weder gebildet,
noch reich; was jedoch
ihre Leiden nicht ge-
ringer machte, sondern
eher noch verschärfte.«
Julie Engell-Günther,
19. September 1893

Dergleichen habe ich, meine verehrte Frau Dr., so viele Fälle in meinem langen Leben erfahren, daß ich – bei aller großen und aufrichtigen Theilnahme für den Fall »Farn-er-Pfrunder, – doch ihn nicht so außerordentlich finde, als er Ihnen vielleicht erscheint. Sie dürfen mich da indessen nicht falsch verstehen! – Gewiß finde ich diese ganze Angelegenheit einfach – abscheulich; – und die diesen Damen angethane Schmach hat mich um so lebhafter empört, da ich sie Beide persönlich kannte und von ihnen nur Gutes erfahren habe. Nur hindert mich das nicht, Ihnen zu wiederholen, dass ich sehr viel Aehnliches, und vielleicht noch Schlimmeres zu erleben Gelegenheit gehabt habe; ohne daß davon viel Aufhebens gemacht worden wäre. Die Betheiligten waren nämlich weder gebildet, noch reich; was jedoch ihre Leiden nicht weniger machte, sondern eher noch verschärfte.

ihr zusätzlich eine Verleumdungs- und Ehrverletzungsklage des Oberrichters ein. Auch gegen Meta von Salis, die sich für ihre Freundinnen engagierte,⁴⁵ wurde geklagt.

Diese Ereignisse müssen einen tiefen Einschnitt im Leben der Betroffenen bedeutet haben. Eine erste Darstellung lieferte 1981 Peter Metz unter dem Titel »Im Räderwerk der Justiz«.⁴⁶ Trotz späterem Freispruch mussten Caroline Farn-er, Anna Pfrunder und deren Mutter die Verhandlungskosten bezahlen, bekamen keine Entschädigung für die lange Haftzeit – während Wittelsbach völlig ungeschoren davonkam. Statt ihn zu belangen, wurde er belohnt, indem die Klagen wegen Verleumdung und übler Nachrede, die er gegen die Frauen eingereicht hatte, bei beiden zu einer Verurteilung führte. Damit war Meta von Salis öffentlich zur Lügnerin und Verleumderin gestempelt worden. Für ihre Freundinnen und Freunde schrieb sie deshalb eine Erklärung mit dem Titel »Zur Verständigung«.⁴⁷ Sie zog den Fall ans Kantonsgericht St. Gallen weiter, verlor aber auch dort. Meta von Salis wertete ihr Handeln als einen Versuch, gegen die Unzulänglichkeiten der Justiz der »Gerechtigkeit« zum Durchbruch zu verhelfen. Aber selbst mit Hilfe eines so gewieften Juristen wie Ernst Feigenwinter⁴⁸ gelang es nicht, die Macht von Wittelsbachs Darstellung zu brechen. Im Frühling 1895 saß sie in St. Gallen ihre Strafe ab.

Nach dieser Erfahrung beschloss Meta von Salis, ihre unwirtliche Heimat zu verlassen. Da Anfang des Jahres ihre Mutter gestorben war, stand einer Übersiedlung ins Ausland nichts mehr im Weg. Es dauerte aber noch bis 1904, bis sie Schloss und Umschwung verkauft hatte und mit Hedwig Kym in die Villa Helios auf Capri ziehen konnte. Ein paar Jahre später kam das Paar aber wieder in die Schweiz. 1910 heirateten Hedwig Kym und Ernst Feigenwinter und zogen mit Meta von Salis nach Basel an den Heuberg 12. Nach Feigenwinters frühem Tod lebte Hedwig Feigenwinter-Kym wieder mit Meta von Salis zusammen.

Konstruktionen von Frauenpaaren

Als Voraussetzungen für die Möglichkeit einer Paarbildung waren individuelle Entscheidungen wie zum Beispiel das Verweigern einer Versorgungsehe, wie es auf von Salis und Pfrunder zutrifft, von grosser Bedeutung, ebenso das Streben nach einem Beruf bzw. einer Tätigkeit, die als sinnvoll und befriedigend angesehen wurde. Als günstige oder ungünstige Voraussetzungen spielten auch Herkunft und Familienkonstellation eine große Rolle. Aus meinem Material habe ich eine Art Katalog erarbeitet, der auf Merkmale hinweist, die für die Gegenseitigkeit und die Wertschätzung der Frauenbeziehungen stehen. Zunächst sind hier Zeugnisse der ersten Be-

gegnung zu nennen: Faszination, Interesse, Feststellung gleicher Lebensumstände in verständnisloser bis feindlicher Umgebung (bei Theo Schücking und Meta von Salis), Liebesbriefe; dann gemeinsame Entscheidungen wie Ferienreisen, Hauskauf, Migration, Exil, Todesumstände, Wahl der Grabstätte; weiter allerlei Begünstigungen der jeweils anderen wie der Entscheid zum Zusammenwohnen, oft gegen die Interessen der Eltern, fortgesetzte gemeinsame Arbeit, die Übernahme der Pflege im Krankheitsfall, Geschenke und andere Zuwendungen, ein Testament zugunsten der Freundin; dann die Beständigkeit der Beziehung (Treueversprechen, Erweiterung durch Dritte); die Erörterung des Verhältnisses (Vergleiche mit Liebe, Ehe, Familie); gegenseitige Bezeichnungen (nebst Kosenamen am häufigsten ›meine Gefährtin‹, ›meine treue Freundin‹) und zuletzt als Ausdruck der Wertschätzung Widmungen, Nachrufe, Biografien, ›In memoriam‹-Bücher.

Nicht alle Merkmale waren für die hier vorgestellten Frauenpaare gleichermaßen bedeutsam. Wie diese Merkmale aber helfen können, spezifische Paarkonstellationen bei Frauen aufzuspüren, soll anhand der ersten beiden Merkmale – Zeugnisse der ersten Begegnung und gemeinsame Entscheidungen – dargestellt werden.

Meta von Salis lernte als 28-Jährige in der Vorlesung von Professor Ludwig Kym dessen fünf Jahre jüngere Tochter Hedwig kennen, die ihr sogleich ihre Visitenkarte überreichte. Gewiss spielte das beidseitige Interesse an Gedichten und die Liebe zu Italien für die Festigung der Freundschaft eine Rolle, dann auch das gemeinsame Interesse für Friedrich Nietzsche, den sie zusammen in Sils-Maria besuchten, sowie schließlich die gemeinsame Hinwendung zum Deutschnationalismus im Alter, durch den sie sich zunehmend isolierten.

Die 27-jährige Anna Pfrunder hörte 1878 einen Vortrag der Ärztin Caroline Farner und wünschte dann, von der neun Jahre älteren Ärztin behandelt zu werden. In den Nächten, die die Ärztin bei ihrer Patientin wachte, kamen sie sich näher. Auffallend ist, dass das Kennenlernen nicht zwingend im ›privaten‹ Rahmen stattfinden musste, da die Frauen sich mit ihren Interessen in einer größeren Öffentlichkeit bewegten als per Geschlecht für sie vorgesehen war.

Meta von Salis und Hedwig Kym pflegten, lange bevor sie zusammen lebten, miteinander ausgedehnte Reisen zu unternehmen, meist im Winter und oft südwärts. Hedwig Kym folgte Meta von Salis ins selbst gewählte Exil nach Capri – diese wiederum ging mit Hedwig Kym, als diese sich verheiratete, nach Basel. Nach der Heirat reisten sie jeweils zu dritt nach Capri. Bei Caroline Farner und Anna Pfrunder war der Kauf ihres Hauses eine gemeinsame Entscheidung, hingegen gehörte die Villa Helios auf Capri Meta von Salis al-

lein und sie bestimmte über das weitere Geschick des Hauses.

Zum Schluss möchte ich noch auf die wichtige Bedeutung des Elternhauses hinweisen: Liebe und Unterstützung bei Pfrunders, die ihrer einzigen Tochter eine sorgfältige Erziehung ermöglichten, sie Klavier spielen ließen, ihre neue Bekannte, die schon lange Waise war, zu sich einluden, ins Haus aufnahmen und – nach dem Eklat – wieder Frieden schlossen und ihrer Tochter den gemeinsamen Hauskauf ermöglichten – gegenüber der Zurücksetzung, die Meta von Salis erfuhr. Diese hatte eine harte Kindheit, weil sie nicht verstehen konnte, warum sie ihrem Vater als Mädchen nichts galt. Auch ihre Schritte in die Selbstständigkeit wollte er partout nicht gut heißen. Die Mutter hatte wenig zu sagen, half ihr aber mit kleinen Heimlichkeiten. 1884 schrieb Meta von Salis ein langes Gedicht über den Stammsitz der Familie Salis-Marschlin, »*In der Mondnacht*«, in dem es unter anderem heißt: »*Ich litt zu viel in dieses Rahmens Glanz / Und stiess zu blutig mir die Flügel einst / Am Gitter dieses Kerkers – durch den Frieden / Der lauen Nacht wogt die Erinnerung / An Bitternis*«⁴⁹.

Ihre sperrige, ungesellige Art hat sie wohl zu einem guten Teil dieser verletzenden Jugendzeit zu verdanken. Dennoch meinte ihre Mutter tröstend, dass Meta wenigstens in Hedwig eine treue Freundin habe. Diese konnte wohl nicht zuletzt deshalb ihren Platz an der Seite von Meta von Salis einnehmen, weil sie eine Schwester hatte, die bei der Mutter blieb, so dass ihr der Zwiespalt ›Freundin oder Eltern‹, der so viele Töchter aufrieb, erspart blieb.

Anmerkungen

- 1 Zum Beispiel Susanna Woodtli: Gleichberechtigung. Der Kampf um die politischen Rechte der Frau in der Schweiz, Frauenfeld 1975, S. 75.
- 2 Beispielsweise die Ledigenforschung: Bärbel Kuhn: Familienstand ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850-1914), Köln 2000; Katrin Baumgarten: Hagestolz und Alte Jungfer. Entwicklung, Instrumentalisierung und Fortleben von Klischees und Stereotypen über Unverheiratete, Münster 1997 oder Siglinde Clementi / Alessandra Spada (Hg.): Der ledige Un-Wille / Norma e contrarietà. Zur Geschichte lediger Frauen in der Neuzeit / Una storia del nubolato in età moderna e contemporanea, Wien/Bozen 1998 – darin trotzdem sehr interessant: Maria Mesner: ›Frauenüberschuss‹ und ›alleinstehende Frauen‹. Zur Konstruktion einer Existenz des Mangels, S. 27-45. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Anne-Françoise Gilbert: Kampf um die Welt – Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne, Königstein i.Ts. 2001.
- 3 Rosemarie Keller: »Ich bereue nicht einen meiner Schritte«. Leben und Prozess der Ärztin Caroline Farner. Roman, Zürich 2001, S. 129.
- 4 Jüngstes Beispiel dafür das Vor- und Nachwort in: Joey Hoersley / Luise F. Pusch (Hg.): Berühmte Frauenpaare, Frankfurt a.M. 2004.
- 5 Geschrieben werden Arbeiten, die sich mit einzelnen Paaren befassen, wie diejenige von Margit Göttert: Macht und Eros. Frauenbeziehungen und weibliche Kultur um 1900 – eine neue Perspektive auf Helene Lange und Gertrud Bäumer, Königstein i.Ts. 2000 oder Angelika Schaser: Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politi-

- sche Lebensgemeinschaft, Köln u.a. 2000. Geschrieben werden auch Arbeiten zu Einzelpersonen, vgl. hierzu die kommunikationswissenschaftliche Arbeit von Susanne Kinnebrock: Anita Augspurg (1857-1943). Feministin und Pazifistin zwischen Journalismus und Politik, Herbolzheim 2005; die biografische Studie von Franziska Rogger: Kropfkampagne, Malzbonbons und Frauenrechte, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 64. Jg., 2002, H. 3, S. 101-119 sowie die theologische Arbeit von Doris Brodbeck: Hunger nach Gerechtigkeit, Helene von Müllinen (1850-1924), eine Wegbereiterin der Frauenemanzipation, Zürich 2000.
- 6 Außer den bereits genannten sind keine neueren Paar- und Einzelstudien berücksichtigt.
 - 7 Vgl. Ulrike Strasser: Intime Antagonisten. Postmoderne Theorie, feministische Wissenschaft und die Geschichte der Frauen, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte, 7. Jg., 2000, H. 1, S. 37-49; Dies.: Jenseits von Essentialismus und Dekonstruktion: Feministische Geschichtswissenschaft nach der Linguistischen Wende, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 11. Jg., 2000, H. 1, S. 124-129.
 - 8 Carroll Smith-Rosenberg: The Female World of Love and Ritual: Relations between Women in Nineteenth-Century America, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society, 1. Jg., 1975, H. 1, S. 1-29 (dt.: »Meine innig geliebte Freundin!«, in: Claudia Honegger / Bettina Heintz (Hg.): Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a.M. 1981, S. 357-392).
 - 9 So zum Beispiel: Adrienne Rich: Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society, 5. Jg., 1980, H. 4, S. 631-660; Ilse Kokula: Weibliche Homosexualität um 1900 in zeitgenössischen Dokumenten, München 1981; Janice G. Raymond: A Passion for Friends, Boston 1986; Hanna Hacker: Frauen und Freundinnen. Studien zur »weiblichen Homosexualität« am Beispiel Österreich 1870-1938, Weinheim/Basel 1987. Daneben wurde auch der Begriff »Frauenliebe« verwendet, der in der neuen Bewegung mindestens so gebräuchlich war wie »Lesbe«, während »Lesbierin« als veraltet und von der Psychopathologie zu sehr belastet angesehen wurde. Mit diesen Arbeiten entstand eine polare Auffassung von alten gleich asexuellen und neuen gleich sexuellen lesbischen Lebensformen.
 - 10 Jutta Brauckmann: Die vergessene Wirklichkeit. Männer und Frauen im weiblichen Leben, Münster 1986, S. 1.
 - 11 Sabine Hark: Einsätze im Feld der Macht. Lesbische Identitäten in der Matrix der Heterosexualität, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 4. Jg., 1993, H. 1, S. 9-17; vgl. auch die interessante Arbeit von Eva S. Poluda: Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse, in: Psyche, 54. Jg., 2000, H. 4, S. 322-353.
 - 12 Vgl. das verräterische Stichwort »Frauenüberschuss«.
 - 13 »Und so ward von manchen solche Freundschaft deutscher junger Mädchen gewissermaßen als Vorläufer der Liebe zum Manne, als »unbewusstes«, nur sinnliches Verlangen bezeichnet und herabgezogen oder doch als Hypersentimentalität belächelt – als ungesund verspottet oder gar verdammt.« Oder: »Zuweilen wohl, aber doch verhältnismäßig selten, haben wir von der Lösung solcher Bündnisse gehört. [...] die Freundschaft würde nicht erschüttert worden sein, wenn man nicht ein so enges Zusammenleben geführt hätte.« Zit. nach Louise Otto-Peters: Weibliche Freundschaften, in: Ruth-Ellen Boetcher Joeres (Hg.): Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung: Louise Otto-Peters, Frankfurt a.M. 1983, S. 206-211, hier S. 208 und 210 f..
 - 14 Etwa »in Ermangelung von etwas Besserem« – ein zweifelhafter Begriff, den ich hier bewusst einsetzte.
 - 15 Bertha Kollbrunner in ihrem Nachruf auf Anna Pfrunder in: Bertha Kollbrunner: Frl. Anna Pfrunder, in: Zentralblatt des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins, 13. Jg., 1925, Nr. 10, S. 231-232.
 - 16 Diese wurden durchaus von Frauen rezipiert und auf sich bezogen – vgl. dazu den Text der ehemaligen Zürcher Studentin und Ärztin, der unter dem Namen E. Krause 1901 im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen gekürzt und ungekürzt unter dem Titel »Die Wahrheit über mich. Selbstbiographie einer Konträrsexuellen« in: Ilse Kokula: Weibliche Homosexualität um 1900, a.a.O., S. 181-190 abgedruckt wurde.
 - 17 Vgl. dazu Ute Planert: Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998.
 - 18 Diese Sorte Quellen, auch Ego-Documents genannt, hat spezifische Grenzen, wenn es um den Wahrheitsgehalt der Aussagen geht. Wenn ich sie trotzdem brauche, so deshalb, weil auf eine bestimmte Weise etwas gesagt wird, und nicht, weil ich damit sagen möchte, »wie es war«. Überprüfbares habe ich mit Adressbüchern, Studienverzeichnis und Ähnlichem verglichen, sowie mit anderen Arbeiten versucht, meine Version zu verifizieren.
 - 19 Ich beziehe mich damit auf die Thesen der Historikerin Brigitte Studer zur Familialisierung der Frau gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Vgl.: Brigitte Studer: Familialisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, in: L'Homme, 11. Jg., 2000, H. 1, S. 83-104, hier S. 88f..
 - 20 Wie Angela Steidele bevorzuge ich »frauenbezogene« oder »gleichgeschlechtliche« statt »lesbische« Existenz als nicht-identifikatorische Begriffe. Vgl.: Angela Steidele: »Als wenn Du mein Geliebter wärest«. Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850, Stuttgart/Weimar 2003, S. 26.
 - 21 Die Quellenlage ist uneinheitlich, von Einzelnen ist sehr wenig bekannt. Zu den übrigen Frauen vgl. Regula Schnurrenberger: Gefährtinnen, lebenslang. Vertiefende Portraits, Textheft zur Ausstellung »unverschämt – Lesben und Schwule gestern und heute«, Zürich 2002 (unpubl.); Dies.: »Die keusche Blume der Freundschaft«? Ida und Pauline Bindschedler, in: die. Lesbenzeitschrift, Nr. 13, 1999, S. 14-17.
 - 22 Zu ihr siehe auch: [Ida Bindschedler:] Med. Dr. Caroline Farner 1842-1913, Zürich 1913; Bertha Kollbrunner: Karoline Farner 1842-1913, in: Schweizer Frauen der Tat 1831-1854, Bd. 2, Zürich 1928, S. 186-208.
 - 23 Bertha Kollbrunner: Frl. Anna Pfrunder, a.a.O., S. 231-232.
 - 24 Berta Schleicher: Meta von Salis-Marschlins, Erlenbach 1932; Doris Stump: Sie töteten uns – nicht unsere Ideen. Meta von Salis-Marschlins (1855-1929). Schweizer Frauenrechtskämpferin und Schriftstellerin, Thalwil ZH 1986; Dies. (Hg.): Meta von Salis-Marschlins: Die unerwünschte Weiblichkeit. Autobiographie, Gedichte, Feministische Schriften, Thalwil ZH 1988; Brigitta Klaas Meilier: Hochsaison in Sils-Maria. Meta von Salis und Friedrich Nietzsche. Zur Geschichte ihrer Begegnung, Basel 2005.
 - 25 Diese Angaben hat Gabi Einsele (Zürich) freundlicherweise im Staatsarchiv des Kantons Thurgau für mich erfragt.
 - 26 Berta Schleicher: Meta von Salis-Marschlins, a.a.O.; Doris Stump: Sie töteten uns – nicht unsere Ideen, a.a.O.
 - 27 Theo(phanie) Schücking (1850-1903). Vgl. Brigitta Klaas Meilier: Hochsaison in Sils-Maria, a.a.O., S. 101-103, 105, 107 und 114-119; Doris Stump: Sie töteten uns – nicht unsere Ideen, a.a.O.
 - 28 Zit. nach Doris Stump: Sie töteten uns – nicht unsere Ideen, a.a.O., S. 69 (Hervorhebungen im Original).
 - 29 Malwida von Meysenbug: Memoiren einer Idealistin, 3 Bde., Berlin 1876.
 - 30 Die Medizinstudentin Agnes Bluhm bezeichnet sie in ihren Erinnerungen als »der Gletscher« – Dr. Agnes Bluhm, Berlin: Dank an meine Studienzeit, in: Die Ärztin, 17. Jg., 1941, S. 527-535, hier S. 528.
 - 31 Zit. nach Doris Stump: Sie töteten uns – nicht

unsere Ideen, a.a.O., S. 69, Anm. 9.

- 32 Theo Schücking verabschiedet sich von Meta von Salis mit der gewohnten Liebe: »*Ich muss mich von denen trennen, die Gemeinschaft haben mit Z. Meta, I. Meta, es wäre ja ganz schmachlich von mir, wenn ich anders handelte. [...] Es ist eine so verrückte, sinnlose Fügung, wie es jetzt kommt [...] aber bedenke, dass ebenso wie Du zu dem, was Du für Deine Pflicht hältst, stehen musst, ich ebenso zu der meinen stehen muss.*« Zit. nach Brigitta Klaas Meilier: Hochsaison in Sils-Maria, a.a.O., S. 119.
- 33 Ebenda, S. 103.
- 34 Der Verzicht auf ein eigenständiges Leben zugunsten des Vaters traf viele Frauen im 19. Jahrhundert – als Beispiel sei hier nur Jenny Julia Eleanor Marx (1855–1898) angeführt. Vgl. Eva Weissweiler: Tussy Marx. Das Drama der Vater-tochter. Eine Biografie, Frankfurt a.M. 2004.
- 35 Berta Schleicher: Meta von Salis-Marschlins, a.a.O., S. 53; zu Berta Schleicher selbst siehe Dorothea Roth: »Wer Rasse sagt, sagt Aristokratie«. Meta von Salis und Deutschland, 1900-1923, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 101, Basel 2001, S. 243-280.
- 36 Ebenda, S. 259–262.
- 37 Vgl. Andrea Bollinger / Franziska Trenkle (Hg. u. kommentiert): Meta von Salis-Marschlins. Briefwechsel 1863-1929, Regestaussg., Basel 2005.
- 38 Diese dürfte bei dieser Gelegenheit die Grenzen ihrer eigenen Maximen erlebt haben, welche besagen: »*Es gibt demnach für den weiblichen Arzt keine subjektiven Empfindungen gegenüber den Kranken: es gibt nur eine heilige Pflicht, die zu erfüllen ist [...]*«. Zit. nach Berthe Kollbrunner: Karoline Farner 1842-1913, a.a.O., S. 200.
- 39 Verein Frauenstadtrundgang Zürich (Hg.): Chratz & quer. Sieben Frauenstadtrundgänge in Zürich, Zürich 1995, S. 302.
- 40 Ebenda, S. 303 f.
- 41 Zur Frauenbewegung in der Schweiz siehe Beatrix Mesmer: Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel/Frankfurt a.M. 1988; Sibylle Hardmeier: Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890-1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung, Zürich 1997, S. 45-59.
- 42 [Ida Bindschedler:] Med. Dr. Caroline Farner, a.a.O., S. 55. Nach Harriet Anderson ein Zeichen von Fortschrittlichkeit, was in diesem Zusammenhang bedeutet, weder an eine Partei noch Religion gebunden zu sein, sondern sich dafür einzusetzen, dass Frauen nicht mehr aufgrund ihres Geschlechts systematisch benachteiligt würden. Harriet Anderson: Vision und Leidenschaft. Die Frauenbewegung im Fin de Siècle Wiens, Wien 1994, S. 7.
- 43 Anonymisiert in: Meta von Salis-Marschlins: Die Schutzengel, Bd. 2: Furchtlos und treu, München 1891, S. 48-50.
- 44 Zum Zwist innerhalb der österreichischen Frauenbewegung vgl. das Kapitel: »Die Frau ohne Güte« in: Hanna Hacker: Gewalt ist: keine Frau. Der Akteurin oder eine Geschichte der Transgressionen, Königstein i.Ts. 1998, S. 71-121.
- 45 Dr. Salis: Der Prozess Farner-Pfrunder in Zürich. Nach den Akten und nach dem Leben mitgeteilt, St. Gallen 1893.
- 46 Peter Metz: Im Räderwerk der Justiz. Eine tragische Episode im Leben der Dichterin Meta von Salis-Marschlins, in: Bündner Jahrbuch 1981, Neue Folge, 36. Jg., Chur 1981, S. 46-59 – eine Merkwürdigkeit des Textes: Hedwig Kym wird mit keinem Wort erwähnt.
- 47 Meta von Salis-Marschlins: Zur Verständigung. Ein Versuch, München 1894.
- 48 Nach Metz »*einer der bedeutendsten Vertreter des sozialreformerischen Katholizismus [...], galt als einer der bekanntesten streitbaren Advokaten der damaligen Zeit*«. Peter Metz: Im Räderwerk der Justiz, a.a.O., S. 57.
- 49 Die 7. von 25 Strophen des Gedichts »In der Mondnacht«, zit. nach Meta von Salis-Marschlins: Die unerwünschte Weiblichkeit, a.a.O., S. 149-152, hier S. 150.

Randzitate

- Meta von Salis: Die Schutzengel, Bd. 1, München 1889, S. 18 f.
- Aus dem Tagebuch von Caroline Farner während ihrer Haft, zit. nach [Ida Bindschedler:] Med. Dr. Caroline Farner, Zürich 1913, S. 49.
- Transkription des Auszuges aus dem Brief von Julie Engell-Günther an Meta von Salis am 19. September 1893, S. 4-5.
- Julie Engell-Günther (geb. 1819 in Sülze/Mecklenburg, gest. 1910 in Basel/Schweiz) gehörte zu einer Gruppe von PädagogenInnen, Naturforschenden und KünstlerInnen, die sich aus Enttäuschung über die politische Entwicklung 1848 zur Auswanderung entschlossen hatten und 1849 Richtung Südastralien auswanderten. Julie Engell verlässt ihre Gruppe bei der Zwischenlandung in Rio de Janeiro Ende Mai 1849. Anfang 1850 schließt sie sich in Rio dem aus Westfalen stammenden Zivilingenieur Hermann Günther an, der im Auftrag des Hamburger Kolonisationsvereines von 1849 in Südbrasilien das Terrain für eine deutsche Siedlungskolonie erkunden und vorbereiten soll. Sie wird auf diese Weise zur Pionierin der Colonia Dona Francisca und der Stadt Joinville. Nach wiederholtem beruflichem Scheitern von Hermann Günther und trotz erfolgreicher Gründung und Leitung eines Mädchen-Collegio für die Oberschicht durch Julie Engell-Günther kehrt das mittlerweile verheiratete Paar mit Sohn im Jahr 1859 über England, Frankreich und die Schweiz nach Berlin zurück. Anfang der 1870er-Jahre wird das Leben von Julie Engell-Günther nach ihrer Einschätzung »*aus den Fugen gerissen*«: Tod des ersten Sohnes, Bankrott des Foto-Ateliers, Untreue ihres Mannes und Trennung von ihm. Sie gerät in eine verzweifelte, materielle Notlage. Mit ihren intensiven journalistischen, schriftstellerischen Aktivitäten kann sie den Lebensunterhalt für sich und ihren jüngeren Sohn nicht erwirtschaften, Anfang der 1880er-Jahre verdient sie ihr Geld auch noch mit Heimarbeit. Im Jahr 1883 verlässt Julie Engell-Günther als nunmehr 64-jährige Frau endgültig das ihr verhasste Bismarckreich und versucht einen Neubeginn als Lehrerin in einem internationalen Knabeninstitut in Zürich. Bis zu ihrem Tod ist sie für zahlreiche Zeitschriften/Zeitungen in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in den USA tätig. In den (bürgerlichen) Frauenbewegungen der deutschsprachigen Ländern, vor allem in der Schweiz und Österreich, wird sie als weitgereiste, erfahrene, unermüdlich engagierte Kämpferin für Frauenrechte geschätzt. Ihre lebenslange Überzeugung war: Nur der selbstständige Erwerb von Frauen (unabhängig von ihrem Status als Alleinstehende, Ehefrau oder Mutter) und das Recht, über ihren Besitz und ihr Einkommen verfügen zu können, schaffen die Basis für ihre Freiheit, ihre Menschenwürde.
- Diese kurze Biographie stammt von Dr. Eva Schöck-Quinteros, die an einer ausführlichen Biographie über Julie Engell-Günther arbeitet, die 2006/07 erscheinen soll.

Bildnachweise

- Seite 51: (links) Berta Schleicher: Meta von Salis-Marschlins. Das Leben einer Kämpferin, Erlenbach-Zürich u.a. 1932, S. 73.
(rechts) Ebenda, S. 32.
- Seite 53: (links) Schweizerische Landesbibliothek Bern.
(rechts) Ida Bindschedler: Med. Dr. Caroline Farner, Zürich 1913. (Vorsatz), Bestand Zentralbibliothek Zürich.
- Seite 54: Nachlass Meta von Salis-Marschlins, IDS Basel/Bern; Sig.: NL 0061 : S. II. C 4 11.